

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 18 (1977)
Heft: 10

Rubrik: Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACETTEN

zum Alltag drüben

Ein Wartetag pro Woche

Aus den Leserbriefen, die man in der sowjetischen Presse veröffentlicht, erfährt man natürlich nichts über den Stand der Menschenrechte (es sei denn beiläufig als ungewolltes Seitenlicht), wohl aber einiges über den Alltag. Die «Literaturnaja gaseta» hat eine Abteilung für Sozial- und Alltagsprobleme. Sie erhält manche Zuschriften. Am 4. Mai 1977 brachte sie folgendes Schreiben aus Kiew, das auch aus jeder andern Stadt hätte eintreffen können:

Um abzuklären, wo unsere Zeit hinkommt, führte ich unlängst allein eine soziologische Mikrountersuchung durch. Auch dauerte sie bloss eine einzige Woche, was wahrscheinlich eine himmelstreichende Verletzung aller Gesetze der Statistik darstellt. Und doch lohnt es sich, die Ergebnisse zu beachten.

Alles begann damit, dass ich an einem arbeitsfreien Tag im Winter ein fast leeres Restaurant betrat, um zu essen. Für mein nicht überkompliziertes Mahl, bestehend aus Salat, Bliny und Kaffee, musste ich etwa zwei Stunden drangeben. Selbstverständlich nicht wegen Überlastung des Kellners, sondern weil es zu den Gepflogenheiten der Gaststätten gehört, die Gäste warten zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich schön Zeit, mein Experiment auszudenken: zusammenzurechnen, wie viele Stunden und Minuten im Verlauf einer «durchschnittlichen» Woche mit Warten bachab gehen. Und so habe ich sie gezählt:

Montag. 1 Stunde und 40 Minuten für Orangen Schlange gestanden. Eine einzige Verkäuferin bediente bei den Orangen, während vier weitere sich hinter Ladentischen langweilten; sie handelten aus unerfindlichen Gründen nicht mit Orangen.

Am Dienstag brauchte ich etwa 1 Stunde, um Flaschen zurückzugeben. Zwei Angestellte überwachten das Aufladen eines Camions mit Flaschen. Und die Schlange wartete.

Zweimal im Verlauf der Woche hatte ich eingeschriebene Briefe aufzugeben, wofür 45 Minuten draufgingen. Denn sie werden am selben Schalter angenommen wie jene Drucksachen, die man nicht einfach abstempelt, sondern verpackt, beschriftet, abwiegt, wegrägt...

30 Minuten stand ich am Donnerstag in einem Lebensmittelgeschäft. Das war in der Mittagspause. Es gab viele Käufer, aber an den Kassen fand gerade Ablösung statt, so dass nur zwei von drei Kassiererinnen arbeiteten. Dabei abwechselnd: die eine Kasse schloss, die andere machte auf, und die Kunden beteiligten sich am «Cross» von einem Ende des Verkaufsraumes ans andere.

Am Freitag musste ich 25 Minuten in der Sparkasse warten, um die Miete einzuzahlen. Hier gab es keinerlei «Ereignisse». So sieht die Norm aus. Etwa gleich viel Zeit nahmen zwei Schlangen in Anspruch, in denen ich stehen musste, um

ein auf Kredit bestelltes Ferngespräch zu bezahlen. Zwei Schlangen gab es für mich deshalb, weil ich in der ersten — vor der Kasse des Gesprächsschalters — vergeblich anstand. Ich hatte leider nicht erraten, dass die Bezahlung für Kreditgespräche halt nicht hier erfolgt, sondern am Telegrammschalter.

Ich werde nicht alles aufzählen. Ich sage nur, dass für weiteres Warten in jener Woche so an die 2 Stunden draufgingen.

Bei alledem muss man berücksichtigen, dass ich in jener Woche weder in der chemischen Reinigung noch in einem Atelier, noch in Reparaturwerkstätten etwas in Auftrag gab oder etwas abholen musste. Ich quälte mich nicht im Warten auf den Chef des Fernsehateliers, der «in der zweiten Tageshälfte» kommen sollte (das war der Fall letzten Monat). Ich musste nicht zum Arzt, wo man, ein paar Minuten vor der auf dem Terminzettel angegebenen Zeit eingetroffen, erfährt, dass hier die Ordnung der spontanen Schlange geachtet wird, und sich gefügig am Ende anstellt. Und überhaupt nicht berücksichtigt habe ich in meiner Berechnung die «normalen» Schlangen von ein paar Minuten, obwohl man dabei Tag für Tag gar nicht so wenig Zeit verwerbt.

Bleibt die Beurteilung. Alles Bagatellen? Natürlich ist es sozusagen peinlich, jeden einzelnen Fall zu erwähnen. Aber es waren doch viele Fälle. In der Summe ging für jene harmlose Woche ein ganzer Arbeitstag drauf! Und wenn das so ist, nimmt das Gespräch doch eine ganz ernste Wende.

Wie lässt sich solch sinnlose Zeitverschwendung bekämpfen? Ich denke, indem man die Schuldigen bestraft. Und um die Schuldigen festzustellen, müssen strengere als meine, wissenschaftlich begründete soziologische Untersuchungen durchgeführt werden bezüglich des Schlangenstehens, und man muss sich davon überzeugen, dass es absolut nicht unumgänglich ist — sondern Ergebnis von schlechter Arbeit, untauglicher Organisation in jedem einzelnen Geschäft, Atelier usw. Die Schlange darf die Ausnahme sein. Sie zur Regel zu machen, wie das viele Angestellte von Betrieben des Handels und im Dienstleistungssektor zu tun versuchen, das geht nicht an.

A. Simkin, Kiew

à propos

Mensch

«Liebe und Demographie» heisst ein Beitrag in der «Literaturnaja gaseta» (4. 5. 1977, S. 12) — der Kommentar zu einem Leserinnenbrief, welcher über scheele Blicke und spitze Worte gegen eine alleinstehende Mutter und ihren Bub klagt.

Es liegt indes, so der Kommentar, nicht etwa in erster Linie an der vielzitierten «Lockerung der Moral» oder an «Mängeln in der Erziehungsarbeit», dass zahlreiche unverheiratete Frauen Kinder haben. Sondern das ist Folge der «demographischen Krankheit» der Gesellschaft (deren Ursachen tabu sind): «1970 gab es auf 100 ‚Bräutigame‘ in unserem Land 170 ‚Bräute‘.»

Das Gesetz schützt alleinstehende Mütter wirksam, doch die Mitsowjetmenschen missbilligen lose Frauenzimmer. Zweierlei aber sollte bedenken, wer den Ehestand als einzig richtig und glückbringend betrachtet:

Heiratet jeder junge Mann, dann ist das Problem gelöst — für 60% der Mädchen. Und die restlichen 40%? Sie verlieren die Freunde, die Partner für die Freizeit. «Schliesslich — man verzeihe mir diese taktlose Frage — wie sollen sie da Kinder zur Welt bringen?» Denn «die grausame Statistik verurteilt viele Bräute zu einem Leben ohne Liebe und ohne Kinder. Aber die Frauen leben nicht nach den Gesetzen der Statistik. Fast alle lieben und bringen Kinder zur Welt — die Zahl der alleinstehenden Mütter belegt das deutlich genug. (...)

Doch ist diese oftgeschmähte ‚Vaterlosigkeit‘ ein Unglück für die Allgemeinheit? (...) Wenn nicht viele, viele unverheiratete Frauen Mutter würden, so fehlten der Gesellschaft heute viele, viele Kinder. Kinder jedoch sind die Zukunft des Landes.»

Zum zweiten: «Vergöttern wir die Standesamt-Dokumente nicht zu sehr?» Man denke sie sich weg, und es ergeben sich viel mehr glückliche Paare, als statistisch anzunehmen wäre. Zur Illustration zwei Fälle: Familienvater hat feste zweite Beziehung, und alle sind es zufrieden; Mann lebt umständehalber abwechslungsweise in zwei Städten, mit zwei Frauen, die sich beide als verheiratet betrachten. Was ein Paradox erklärt: «Gemäss der Volkszählung (1970) gibt es bei uns 1,5 Mio. mehr verheiratete Frauen als verheiratete Männer.»

Wie die Probleme organisatorisch zu lösen wären, weiss der Kommentator auch nicht; fest stehe nur: «Die Moral darf sich dem menschlichen Glück nicht in den Weg stellen.» Denn: «Richtig bitter ist nicht ein Leben ohne Ehemann; richtig bitter ist ein Leben ohne Liebe...»

... und, würde ich beifügen, ohne Wahrheit: die Frage nach den Gründen des biologischen Ungleichgewichtes zu stellen (wie viele «Bräutigame» verschwanden in Lagern? Und wer entscheidet, ob es ein Bub oder Mädchen wird?) — das schuldet man den Kindern: der Zukunft des Landes.

HTD

ZEITBILD erscheint alle zwei Wochen

Redaktion - Administration - Anzeigenverwaltung

Jubiläumsstrasse 41, CH-3000 Bern 6

Tel. 031 43 12 12. Telex 32728 soi ch

Telegramm Schweizost

Postcheck ZeitBild 30-24616, Banken: Spar +

Leihkasse Bern 153.400.2.03, Deutsche Bank

Frankfurt a. M. (BLZ 500 700 10) 78-2409

Printed in Switzerland ISSN 0044-2100

Verantwortlicher Herausgeber und Verlag

Schweizerisches Ost-Institut AG (SOI)

Jubiläumsstrasse 41, CH-3000 Bern 6

Redaktion

Peter Sager, Christian Brügger

Administration und Anzeigenverwaltung

Peter Dolder

Abonnementspreise

Fr. 34.- jährlich (Ausland Fr. 37.-, DM 34.-)

Studenten und Lehrlinge Fr. 20.-

(Ausland Fr. 23.-, DM 20.-)

Halbjahr Fr. 18.- (Ausland Fr. 20.-, DM 18.-)

Einzelnummer Fr. 1.50 (Ausland Fr. 2.-, DM 1,50)